

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 26 (1936)
Heft: 20

Artikel: Der Ueberwinder [Fortsetzung]
Autor: Aeby, Alfons
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-642345>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 20 - 26. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

16. Mai 1936

Der leuchtende Baum. Von Peter Bratschi.

Wie eine Flamme, die seltsam
Steil aus dem Berge bricht,
Steht leuchtend der hohe, mächtige
Baum im Abendlicht.

Vielleicht, daß einmal vor Jahren,
Einmal in ferner Zeit,
Daß einer den Wurzelgrund tiefend
Einsam vergrub sein Leid.

Vielleicht, daß einst dem hoffenden,
Lenzenden Glücke zum Preis,
Daß einer zum frohen Gedenken
Eingrub das keimende Reis.

Vielleicht lebt eines Menschen
Seele in diesem Baum. —
Vielleicht loht eine vergessene
Liebe zum Himmelsraum.

Der Ueberwinder. Roman von Alfons Aeby.

20

Sie hörte seinen Schilderungen, mit denen er das unscheinbarste Häuschen, den nüchternsten Hügel und die einsamste Landstraße zu beleben wußte, mit Aufmerksamkeit zu, wiederholte oft den letzten Satz, aber bemühte sich wenig, selbst zu denken und das Gespräch durch eine Frage oder einen belebenden Einwurf munter fortzutragen. Wer jedoch durch das Abteil ging, wurde von ihr betrachtet und gemustert.

Lothar geriet in eifersüchtige Unruhe. „Ruth“, sagte er, „nimm es mir nicht übel, aber ich muß dich aufmerksam machen, daß es sich für dich nicht geziemt, jedem Herrn nachzuschauen.“

Sie fuhr beleidigt auf: „Aber die Augen hat man doch zum Schauen.“

„Ganz richtig, meine Liebste, aber nicht zum Anstarren.“ Das Gespräch erstarb.

Lothar lehnte jäh zurück und schloß die Augen.

Wie hatte er sich auf ihre Liebe, auf ihre Hingabe, auf ihre Aufopferung gefreut. Wie war sie nun eigen und fremd. Verfolgte beide schon der Unsegen der Mütter? Nicht daran denken. Was mußte aber die Zukunft bringen, wenn sich Ruth nicht anpassen konnte, nicht seinen Gedanken und Gefühlen gerecht werden?

Als er aufblickte, gewahrte er Tränen in ihren Augen. Nun klagte er sich selber an und war voller Liebe und Güte.

Versöhnt stiegen sie in Luzern zu einem kurzen Aufenthalt aus. Wie leuchtete das Erstaunen auf ihrem Ge-

sichte, als sie die schmude Stadt sah, den in der Sonne glänzenden blauen See, die stolzen, weißen Schiffe, die reichen Paläste, die grünen Ufer mit vielen geheimnisvollen Buchten, das Panorama der unendlich vielen Berge und die eiligen, freudigen und hellgekleideten Menschen.

Ruth fühlte sich in dieser völlig neuen, schönen Welt so fremd, daß sie sich fester an den Gatten schmiegte, ihn neugierig befragte und seinen Erläuterungen mit einer Aufmerksamkeit folgte, wie ein Kind, das auf ein Märchen lauscht.

Am Abend bestiegen sie den Gotthardzug.

Ruth war wie verwandelt. Sie war auf einmal die liebevollende Braut, sie schmiegte sich an ihn, sie war die Frau, wie er sie, zärtlich Liebe schenkend, wünschte. Alle Wolken schwanden. Das Glück war grenzenlos. Sie horchte auf seine Pläne und sein Blaudern und schien den Sünden nicht erwarten zu können.

Endlich!

Das dumpfe Rollen des Zuges im Gotthardtunnel nahm helleren Klang an. Die Fenster wurden niedergelassen, eifertig und stürmisch. Linde Luft strömte durch alle Lufte. Der Zug flog schneller dahin. Das Herz wurde beflommener. Die Düfte von süßen Blüten wurden eindringlicher. Die Lichter in der Dämmerung nahmen zu, Häuser, Dörfer, Städte verrätend. Die Enge der Berge öffnete sich zu einer ahnungsvollen Weite.

Lugano. Das Ziel war erreicht.

Der Duft des voll erwachten, süßlichen Frühlings be-
rauschte alle Sinne.

Als die Jungvermählten vom Bahnhof in die licht-
erfüllte Stadt hinunterstritten, regnete es Blüten auf ihren
Weg. —

21. Kapitel.

Lugano war ein Paradies. Die jungen Eheleute
Waldbauer waren überglücklich.

Ruth bestaunte ihres Gatten sicheres Auftreten, sein
Wissen über Land und Leute, Pflanzen und Tiere, Berge
und Wasser, Bauten und Bilder, Musik und Tanz. Sie
beguckte das gesellschaftliche Leben wie ein Kind, fragte
und lachte und fand sich überraschend schnell in der neuen
Welt zurecht.

Lothar kam den geheimsten Wünschen der Angebeteten
entgegen. Diese Begehren zu erfüllen, war ihm nichts zu
kostspielig. Und Ruth nahm von seiner freigebigen Güte
wie von etwas Selbstverständlichem Besitz. Eigensinnig zog
sie allmählich die Führung an sich. Sie verweilte vor jedem
prunkvollen Schaufenster und blickte fast schmachmend jeder
eleganten Dame nach. Bald verlor sie die Freude an der
lieblichen Natur der Seelandschaft und bevorzugte einen nach-
mittäglichen, lässigen Sitz bei Huguenin und einen abend-
lichen Dancing in einem der vornehmen Hotels. Sie huld-
digte vormittags schon auf der Hotelterrasse dem Dolcefari-
niente, um für die halbe Nacht munter zu bleiben.

Bald verwölkte sich der erst so dunklose, seidenblaue
Eheshimmel.

Lothar erachtete es oft als sündhaft, den lichten Tag
zu vertändeln, statt in diesem Dorado von Blüten und Luft
unter der milden Sonne zu lustwandeln.

Zuweilen schmollte Ruth: „Ich möchte immer im Sü-
den bleiben. Könntest du nicht hier eine Stelle annehmen?“

Da entsetzte er sich und sagte mit trauriger Stimme:
„Was fällt dir ein, liebe Ruth! Wie fände ich hier eine
Stellung mit meinen paar Broden Italiensisch.“

„Als Handelsmann oder so etwas.“

„Mein Gott“, widersetzte er sich, „ich bin doch Lehrer.
Einen Beruf wechselt man nicht wie die Leibwäsche.“

„Ach, die Menschen sind hier ganz anders als bei
uns“, schwärmte sie, „im Süden möchte ich daheim sein.
Ich liebe diese flinken, hübschen, kastanienbraunen Menschen,
und ich höre ihre Sprache so gern, wenn ich sie auch nicht
verstehe; ich spräche sie lieber als unser Rauderwelsch.“

Lothar wurde ernst. Regte sich in Ruth verwandtes
Blut? Es war ihm wie ein unumstößlicher Beweis ihrer
Abstammung. Aber er mochte sie nicht aufklären. Er emp-
fand ein Gefühl des Unbehagens, wenn er an diese muste-
riöse Herkunft seiner Frau dachte.

Ruhig und beherrscht erläuterte er: „Die Sprache ist
schön, aber die Menschen sind im Grunde haargenau die-
selben wie bei uns. Unser Römerswyl ist nicht der schlimmste
Ort. Böse Leute gibt es überall. Die Schule wenigstens
gehört mir. Die Menschen sollen besser werden. Dahin
zu arbeiten, ist meine geliebte Aufgabe. Dafür setze ich
meine Kraft ein. Freilich auch für die Familie, für dich,
Ruth, und für unsere Kinder. Sieh, Geliebte, für die Zu-
kunft also. Wenn wir den Frieden in uns haben, scheint
die Sonne in Römerswyl ebenso freudig wie im Süden.“

Aber sie ließ sich von ihren Gedanken nicht abbringen
und sagte: „Dort müssen sich die Menschen einen Himmel
verdienen; hier sitzen die Glücklichen Tag um Tag darin.“

Lothar widersprach ungeduldig: „Wenn wir den Him-
mel außer uns suchen, dann sind wir entschieden nicht glück-
lich. Wir müssen ihn in uns selber finden, dann bleibt er
unser Besitz, ob wir nun hier im Süden, hoch im Norden
oder in der Mitte, in Römerswyl wohnen.“

Ruth verzog gelangweilt den hübschen Mund und sah
sehnsüchtig einem jungen, eleganten Pärchen nach.

Als sie nachher am Quai sich ergingen, fing Ruth von
neuem an. „Ich habe keine Ahnung gehabt, daß die Welt
so schön ist. Ach, könnte ich hinaus in die weite Welt.“

„Jetzt hegst du solche Wünsche, da du an ein Heim
gebunden bist?“ tadelte Lothar.

„Jedenfalls habe ich keine große Lust, nach Hause zurück-
zukehren.“

„Aber ich“, entgegnete er entschieden.

Sie überhörte das harte Wort, faßte ihn unter den
Arm, schmeichelte und zog ihn mit sich fort, daß er ob ihrer
Zutraulichkeit fröhlich wurde und sich in ein Hotel locken
ließ, in dem Jazzmusik quitschte. Ruth war wieder better
Laune, lachte, ließ sich bewundern und tanzte selbstvergessen.

Lothar verfiel bald um so mehr in ernste Grübeleien
und überließ es fremden Tänzern, seine Gattin aufs glatte
Parkett zu führen. Er wunderte sich, wie sie selbst den
Zimny, der eben Mode war, leicht beherrschte und gewandt
tanzte. Er verfolgte seine Frau mit einem Gefühl der Bang-
igkeit. Das schwarze, seidene Stillkleid, das er ihr in Lu-
gano gekauft, und das sie närrisch beglückt hatte, hob ihre
graziöse Gestalt königlich heraus. Der erhobene Kopf mit
der weichen Linie des Profils zwang zum Bewundern. Alle
Blicke hingen an der jungen, schönen Frau.

Er verwünschte seine Schwäche, weil er ihr den Willen
gelassen, sie verwöhnt hatte und sie mit dieser Welt, die
von ihrer bisherigen und der zukünftigen so himmelweit ent-
fernt war, vertraut gemacht. Er wollte Ruth erziehen für
ein trautes und friedames Heim und hatte in der Ver-
blendung der Liebe das Gegenteil getan. Es mußte ent-
schlossen ein anderer Weg beschritten werden, weg von die-
sem Abgrund.

Gleichen Abends machte er ihr den Vorschlag, die letzten
Tage im Tessin durch einige Ausflüge in die unvergleich-
liche Landschaft voll auszukosten. Sie willigte ein, freilich
mit jenem abschätzenden Zucken um den Mund, das ihm
so sehr mißfiel.

Eines Tages besuchten sie das liebliche Morcote. Dar-
an nun knüpfte sich ein unaustilgbares Erlebnis.

Sie stiegen zur Kirche empor, die hoch über das an
den Fels geschmiegte Dorf hinausragt. Sie hielten neben
dem Campanile und den schlanken, dunklen Pinien Raft.
Ueberwältigt von der Aussicht auf den See und die Berge,
die im Wechselspiel von Formen und Farben die unererschöpf-
lichsten und anmutigsten Bilder boten, fanden sie sich unter
einem Himmel, der blaue, linde Wärme ausströmte, in lo-
sender und ungetrübter Harmonie zusammen. Des Friedens
und des Glückes voll, schritten sie endlich Arm in Arm zum
See nieder. Auf einer Pfahlbautenterrasse nahmen sie eine
Erfrischung ein, würzige Salamibrötchen und prickelnden

Mostrano. Dann kauften sie einen riesigen Busch Mimosen und bestiegen fröhlichen Mutes den Dampfer, der sie nach Lugano zurückbringen sollte.

Ruth benahm sich gewandt wie eine Dame von Welt. Lothar war stolz auf sie und steckte sich gutgelaunt eine Bändchenzigarre in Brand.

War das nicht eine Fahrt in himmlischen Gefilden?

Da traf ihn ein Schreck. Er stürzte aus allen Himmeln. Schräg vor ihnen gegen das Mitteldeck zu saß Karl Waldauer und neben ihm die Mutter. Die Mutter sah gesund und zufrieden aus, eine würdevolle Dame. Drei Jahre hatte Lothar sie nicht mehr gesehen. Sie war dieselbe geblieben. Und Karl? Er blätterte in einem Kursbuch. Er sah blaß und angegriffen aus.

Lothar empfand es als furchtbare Fügung, seine Mutter und seinen Bruder, denen er seine Vermählung nur durch eine gedruckte Anzeige kundgetan hatte, hier zu finden. War es eine Strafe oder ein Fingerzeig von oben, sich zu versöhnen, hier auf diesem klaren, blauen See, auf diesem Schiffe, wo man einander nicht ausweichen konnte, wo man sich dem Herzen Gottes näher fühlte und wo alles ringsum Schönheit, Frieden, Sonne und Wunder ausstrahlte? Sollte er nicht den ersten Schritt zum Frieden tun? Wie wäre ein Frieden für die Zukunft kostbar, und wie wäre die Heimkehr zuversichtlicher.

Indessen musterte Ruth die plaudernden oder still vergnügten Menschen.

Lothar erschrak. Wahrhaft, ihre Augen ruhten auf dem lesenden, jungen Manne da vorn, auf seinem Bruder Karl. Würde sie eine Ähnlichkeit herausfinden? Raum! Eine krause Haarfülle krönte Karls kräftigen, runden Kopf, indessen Lothar sein Haar glatt gescheitelt trug; auch sprang Lothars Kinn nicht in dieser Reife vor, wie bei Karl, und die Nase entbehrte der hafigen Wölbung, die dem Gesicht Karls etwas Berwegenes lieh.

Noch immer sah Ruth auf den Leser. Es reizte Lothar, sie zu mahnen, Ruth, hüte deine Augen, aber dann würde sie beleidigt aufbrausen, und der sonnige Tag müßte ein betrübliches Ende nehmen. Da entschloß er sich, sie mit seinen Leuten bekannt zu machen. Er zog sie neben sich und eröffnete ihr behutsam, daß seine Stiefmutter und sein Stiefbruder sich hier auf dem Dampfer befänden.

Sie fuhr auf und fragte überlaut: „Wo denn?“



Arthur Riedel: Maienzeit.

„Ruhig, Liebste“, bat er, „dort vorn sitzen sie. Du hastest den jungen Mann vorhin lange im Auge.“

„Und diese vornehme Frau ist deine Stiefmutter?“ Ruth sah ihren Gatten an, Zweifel in den erregten Augen. „Du gleichst deinem Halbbruder nicht, du treibst einen Scherz.“

„Ruth, auf Ehre und Leben. Nun ist die Gelegenheit da, sich zu versöhnen. Der Herrgott hat uns zusammengeführt.“

Sie hob finster ihre Brauen und entschied: „Du kannst allein gehen.“

„Ruth, du gehst mit. Du bist meine liebe, herrliche Frau.“ Er bat eindringlich. „Du bietest der Mutter deinen Mimosenstrauch an.“

Sie sträubte sich: „Nein, sie sehen mir zu unversöhnlich aus.“

„Ruth, ich bitte dich.“

Karl hatte sich erhoben, er legte das Buch auf die Bank nieder, schlug die Hände über dem Rücken zusammen und sah mit gerechtem Körper in die fliehende Landschaft hinaus. Niemand hätte in diesem jungen Manne einen bekannten Advokaten und einen Kandidaten als Landesstatthalter vermutet.

Lothar war die Kehle beengt, würgend bat er: „Komm, liebe Ruth.“

Ruth gehorchte widerwillig.

Die schöne Gattin am Arm, schritt er auf Mutter und Bruder zu. Lothar wandte sich zuerst an die überraschte Frau.

„Ich grüße dich, Mutter“, sagte er eindringlich, „hier ist Ruth, meine Frau.“

Frau Waldauer saß unbeweglich und blickte erstaunt von der vornehmen, jungen Dame auf den flotten, jungen Mann. „Karl“, sagte sie und faßte ihn am Arme, „Karl, sieh, wer hier steht.“

Karl wandte sich bedächtig um, mit einer Miene aus Stein, sah mit kalten Augen kurz auf den Bruder und maß die junge Frau von unten bis oben, dann wandte er sich zur Mutter: „Ich bedaure, ich kenne diese Leute nicht.“ Gelassen schritt er an die Brüstung und sah ins zierliche Spiel der Wellen.

Nun drehte sich auch Frau Waldauer verlegen und wortlos um und gesellte sich zu Karl.

Lothar war über die unerhörte Schmach einen Augenblick starr, dann sagte er laut und heftig: „Ich habe mich getäuscht; es sind fremde Menschen! Komm, meine liebe Frau.“

Aber nun schwankte er, Ruth mußte ihn stützen. Sie kehrten auf ihren Platz zurück.

„Pfui, pfui, dieser ekelhafte, hochmütige Mensch“, keuchte Ruth, zitternd vor Empörung. „Lothar, das hättest du mir nicht antun dürfen. Diese Beschämung, diese Erniedrigung. Natürlich, wenn man ein armes, uneheliches Kind ist.“

„Sprich nicht so“, zürnte er, „wir waren anständig und sie waren es nicht. Wir reisen heute heim.“

„Das ist eine hübsche Bescherung zur fröhlichen Heimkehr“, spottete sie. „Natürlich, er ist ein Advokat, und du bist nur ein Schulmeister.“

„Was hätte ich tun sollen?“

„Ihm ins Gesicht schlagen. Ich hätte es getan, wenn ich ein Mann wäre, und wenn man meine Frau so gemein behandeln würde.“

„Ich bin ein anständiger Mensch“, erwiderte Lothar heftig. „Mach mich nicht rasend, sonst gehe ich hin und tue, was du verlangst.“

„So beweise, daß du den Mut hast, und tue es doch.“ Sie lachte schrill, in einem Zorn knirschend, wie Lothar sie noch nie gesehen hatte. „Komm“, sagte sie zum Gatten, „komm, ich muß doch meine Verachtung loswerden.“

Sie schritt stolz und hochmütig, den Mimosenstrauch im Arm wiegend, über das Verdeck und streifte dicht und verächtlich an ihren Feinden vorbei.

Lothar folgte ihr. Er war völlig vernichtet.

22. Kapitel.

Zum erstenmal geriet Mutter Waldauer mit ihrem Lieblingssohn in Widerstreit.

Karl hatte die unerwartete Begegnung auf dem Schiffe durch ein Gespräch über alltägliche Dinge zu verwischen gesucht.

Aber die Mutter war einsilbig. Sie befann sich darauf, daß auch dieser so plötzlich aufgetauchte, junge Mann Sohnesrechte besaß, und sie quälte sich mit Vorwürfen, daß sie ihm nicht die Hand gereicht hatte. Es war doch ein unmenchliches Benehmen gewesen.

Karl witterte aus dem Gebaren der Mutter ihre Gedanken und schwieg.

Als sie im blendend erleuchteten Saale des Hotels Metropol beim Nachtessen saßen und Karl seine Post durchlas und kein Wort an sie richtete, dachte sie traurig über die unglückliche Begegnung nach. War die Frau Lothars jenes Mädchen, über das der Pfarrer höflich warnend geschrieben hatte? Kaum möglich! So hübsch war sie, so vornehm, so erlesen gekleidet. Und diese weite Reise hierher? Auch er sah gut aus. „Mutter“, hatte er gesagt, „Mutter“, lieb und freundlich, wie ihr Mann früher. Man vermiedte als Witwe den Gatten dann besonders schwer, wenn die Söhne so eigenmächtig wurden. Die Tränen schossen ihr in die Augen.

(Fortsetzung folgt.)

Wach auf!

Von Fr. Hossmann.

Nun muß die engste Brust sich weiten,
Das trübste Auge wieder glühn,
Wenn weiße Wanderwolken gleiten
Hoch ob der Fluren jungem Grün,
Die fernsten Hügel wieder blauen,
Das Tal in Blütenträumen liegt,
Und über buntbeblühten Auen
Der Schmetterling sich spielend wiegt.

Ein jeder Griesgram muß gesunden,
Der brütend in der Stube hoßt,
Wenn in taufrischen Morgenstunden
Die Amsel selig jubelnd loßt,
Die Silberbäche lauter plaudern,
Vergißmeinnicht die Ufer säumt,
Wer wollte da noch länger zaudern?
Mit allen Sorgen aufgeräumt!

Herz, raff' dich auf zu neuen Taten,
Willst du die Freiheit siegen sehn.
Denn nur in sturmgeprüften Saaten
Beim Sommerwinde Wehren wehn.
Kein Zaudern mehr, kein ängstlich Schwanken!
Ein froher Sinn macht stark und frei.
Fort mit den grämlichen Gedanken,
Daß auch in dir es Frühling sei!

Ferdinand Hodler.

Zur grossen Hodler-Ausstellung
in der Berner Kunsthalle, 9. Mai—28. Juni 1936.

Große Männer tragen das treffendste Selbstbildnis im eigenen Werk. Musik, Dichtung, Gemälde und Plastik werfen stille Töne und Schimmer, sie strahlen fürs Auge des Aufmerkamen das Portrait ihres Schöpfers zurück. Michelangelo ist mitten in seinem Werk zu erschauen, Goethes Charakterbild ist im Gesamt seiner Schriften zu lesen, Mozarts seelisches Empfinden wird durch keinen Biographen eindeutiger geschildert als durch seine eigene Musik. Den Menschen gemeinhin erkennt man in seinen Neußerungen, in Sprache, Gebärde und Tat — den Künstler im besonderen in seiner wichtigsten und bedingtesten Neußerungsform, dem Werk.

Gewiß ist stets mehr das Erstrebte als das Erreichte zum Charakter-Spiegel zu nehmen. Denn viele stürzen auf dem unsicheren Pfad der Kunst, andere verirren sich und befinden sich unversehens auf fremdem Weg. Wenige — es sind nur die Großen — erreichen das Ziel, das sie ihrem Streben gesetzt. Wie der Weg zur Hölle ist der Weg zur Kunst mit guten Vorsätzen gepflastert, Dornen reißen, Quer-